

„Nein, mein Junge“, erwiderte er heiser, „nein, nein. Eine Devise, die in zwei Stunden um hundert Punkte fällt, kann sich vor vier Wochen nicht wieder erholen. Lern das, mein Junge. Ich brauch's nicht mehr zu lernen . . . ich hab' ausgelernt . . .“ Da ging ich auf unseren Stand zurück.

Um drei Viertel vier erschloß sich Willem Elfring auf der Retirade des Börsenrestaurants.

Und wenn Sie mich fragen, wie denn Paris eine Stunde später notierte, so bin ich nur schweren Herzens zu der Auskunft bereit: Paris stand um dreiviertel fünf genau wieder auf sieben Gulden. In Frankreich war nämlich eine Rechtsregierung ans Ruder gekommen, die sofort eine Stützungsaktion größten Stils durchführte.

Willem Elfring aber war irgendwie einem Schachgroßmeister vergleichbar, der in der entscheidenden Partie, in der Partie gegen das Schicksal, um zehn Züge zu früh aufgegeben hatte. Seltsam, grade seine Erfahrung hatte ihn in den Untergang gerissen. Und so blieb denn sein Fall die dumpfdröhnende Bestätigung des Dichterwortes: „Erfahrung ist nur wie das Monument auf einem Grab“ . . .

Das Mausoleum am Rhein

Von

Wilhelm Schmidtbonn

Am Ufer eines deutschen Stroms hat sich ein reicher Mann ein Mausoleum gebaut. Auf einem Grashügel dicht am Wasser ragt der weiße Tempel mit runder Kuppel in den Himmel. Eine breite Treppe führt mit vielleicht vierzig Stufen hinauf. In einem großen Viereck um den Tempel ist das Gras frei gelassen, damit nie das Wohnhaus eines lebenden Menschen in die Nähe dieses Toten sich drängen kann. Sogar das Gitter, das diesen heiligen Platz vor der Welt und dem Werktag absperrt, ist wertvoll, mit der Hand geschmiedetes Eisen.

Der reiche Mann hat es sich offenbar

viel Geld kosten lassen, um einmal im Tode schön zu ruhen. Kaum ein König hat es so schön, im Gegenteil, sie sind ja meist in Kellergewölbe verbannt. Höchstens die Pharaonen in Aegypten hatten ähnliche Ruhestätten unter dem freien Himmel.

Auch ihnen nützte es nicht in dem Maße, das sie sich gewünscht hatten. Zu einer wirklichen Spanne Ewigkeit brachten sie es nie. Schon reichlich vorher plünderten Räuber und Gelehrte ihre Kammern. Immerhin, ein paar kleine Jahrtausende gelang es ihnen doch, da zu liegen, wo sie gewollt hatten.

Jener reiche Mann am Strom aber — das Schicksal machte sich einen Scherz mit ihm. Nicht ein Jahrtausend, nicht ein Jahrhundert, nicht einmal einen einzigen Tag wird er in seinem Totenschloß liegen. Denn obwohl er alles gut berechnet hatte, die weite Sichtbarkeit des Grundstücks, seine vor einem Notar festgelegte ewige Unteilbarkeit — eins hatte er nicht berechnet: daß er von einem Luxusdampfer, der ständig einige tausend Fahrgäste über den Ozean trug und von dem noch nie ein Mensch ins Meer gefallen war, hinabstürzen und nicht mehr gefunden werden würde.

Vielleicht ist sein Leichnam an irgendeiner Küste angetrieben und in irgendeinem namenlosen Grab ohne das geringste Gepränge verscharrt worden.

Der weiße Tempel aber, hoch über den Schiffen des Stroms, wird ewig leer stehen — als eine Warnung des Schicksals, das mit Menschen nach eigenem Gutdünken umzugehen wünscht.

Berechne nichts zu viel!

Eine „Ballade von Schiller“

Von

Ernst Penzoldt

Wie man sich doch manchmal in den Menschen täuschen kann! Man lernt doch nie aus im Leben. Ich muß dabei immer an meinen alten Lehrer Hunkepus denken (so nannten wir ihn, weil er ein wenig knappte) und an den höflichen Professor Rettig.